Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 50 (1991)

Artikel: Selbstbezüglichkeit bei Hegel : ein Modell

Autor: Bornet, Gerard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883018

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eingereichter Artikel / Article reçu

Studia Philosophica 50/91

GERARD BORNET

Selbstbezüglichkeit bei Hegel – Ein Modell*

1. Einleitung

Das Abstraktionsprinzip in der formalen Fassung von B. Russell wird im folgenden auf Wortfelder im Sinne der inhaltlichen Sprachbetrachtung angewendet, um daraus ein formal exakt darstellbares Modell für die Selbstbezüglichkeit von Begriffen zu gewinnen. Es wird wahrscheinlich gemacht, dass G. W.F. Hegels Philosophie ein in diesem Punkt vergleichbares Sprachmodell zugrunde lag. Das Modell, welches Anleihen sowohl bei der analytischen Sprachphilosophie als auch bei der sogenannten «Philosophie der Umgangssprache» macht, bietet als *Übersetzungsbasis* einerseits einen Zugang zu Hegel vom Boden der modernen formalen Logik aus. Andererseits geht es (sozusagen in umgekehrter Richtung) um die allgemeine Frage, auf welche Weise formale Sprachen (beispielsweise in Form von Diagrammen) zur Auslegung von historischen Texten dienen können. Das besprochene Modell ist deshalb auch rein als Darstellungsmöglichkeit interessant.

Die (grobe) Zuordnung der vorliegenden Arbeit zum Bereich der *Übersetzungen* und nicht zu dem der *Erklärungen*, soll deutlich machen, dass es nicht um eine eigentliche Analyse von Einzelproblemen geht oder gar um eine Konkurrenzierung bereits bestehender Interpretationen. In keiner Weise wird hier zudem der Anspruch erhoben, dass die eine Sprache in einem absoluten Sinn *besser* oder *umfassender* ist. Das Modell ist darauf beschränkt, was sich

* Die vorliegende Arbeit geht auf einen Hinweis von Prof. Andreas Graeser zur Bedeutung des Platon-Dialogs *Parmenides* für Hegels Semantik zurück. Die hier dargelegten Gedanken sind auch die Frucht eines Nachwuchsstipendiums des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, das mir den direkten Kontakt mit Prof. Avrum Stroll ermöglichte. Eine ausführliche Kritik am Entwurf der vorliegenden Arbeit lieferte Dr. Martin Bondeli; lic. phil. Jürg Freudiger nahm sich ihrer Endfassung an. In der einen oder anderen Weise geholfen haben auch Dr. Andreas Bächli, Prof. Theodor G. Bucher und Dipl. Ing. ETH Johann Steinmann. Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank.

in beiden Sprachen *zugleich* sagen lässt. Seine Stärke besteht darin, dass es die Übersetzungsbasis thematisch gerade im *Selbstbezug* ansiedelt. Insofern damit eine bedeutende *formale* Barriere zwischen Hegel und der sprachanalytischen Philosophie aufgehoben und der gedankliche ‹Grenzverkehr› erleichtert werden kann, liegt der Gewinn auf beiden Seiten.

Was hier unter «Selbstbezüglichkeit von Begriffen» verstanden wird, ist einmal ein *formales* Merkmal, das in Hegels Schriften am klarsten in Wendungen wie etwa «das *fürsichseiende Fürsichsein*» (PhG: 385), oder «[*Geist* ist] verständige Vernunft oder vernünftiger Verstand» (WL.I: 17) zum Vorschein kommt. Selbstbezug zeigt sich nicht nur in solchen Adjektiv/Substantiv-Konstruktionen, sondern ebenfalls in Verbindungen wie «der Begriff des Begriffs» (WL.II: 257), «die Gestalt der Gestaltlosigkeit» (PhG: 506), «das Verschwinden des Verschwindens» (PhG: 303), «die Erscheinung als Erscheinung» (PhG: 118), ja sogar in ganzen Sätzen wie den folgenden: «Das Selbstbewusstsein ist also das reine Wissen von dem Wesen als reinem Wissen» (PhG: 440). Diese Beispiele liessen sich in Zahl und Art fast beliebig vermehren.

Selbstbezug liegt aber auch *explizit* der ganzen Philosophie Hegels zugrunde und ist deshalb nicht nur ein formales, sondern ebenso ein *inhaltliches* Merkmal. So bestimmt Hegel beispielsweise den «Begriff» als «*unmittelbare Beziehung* auf sich selbst» und bezieht diese Bestimmung anschliessend auf «das Sein», indem er ergänzt: «das Sein ist aber nichts anderes als dieses» (Enz.I: 136). Dann wieder spricht er vom «*Erkennen*» als «dem Sich-selbst-Erfassen des Begriffs» (WL.II: 470) oder vom «*Ich*» als «reine sich auf sich beziehende Einheit» (WL.II: 253).

Das in der vorliegenden Arbeit entwickelte Modell eignet sich am besten zur formalen Darstellung selbstbezüglicher Adjektiv/Substantiv-Konstruktionen, zeigt aber auch, wie andere der oben erwähnten Fälle im Prinzip rekonstruiert werden können. Dies geschieht auf eine Weise, die den Zugang zur *inhaltlichen* Seite des Hegelschen Systems ermöglicht und insofern als *adäquat* bezeichnet werden darf.

2. Zur Notwendigkeit der Übersetzung

Verständigungschwierigkeiten sind dort am hartnäckigsten, wo gleichlautende Ausdrücke mit abweichender Bedeutung verwendet werden. So ist es wenig fruchtbar, Hegels Aussagen zu Stichworten wie etwa «Widerspruch», «Identität» oder «Negativität» als direkte Kommentierungen dessen aufzufassen, was in der (formalen!) Logik nach heutigem Verständnis damit gemeint

ist. Dem muss stattdessen eine *Übersetzung* der homophonen Ausdrücke vorangehen, sonst bleibt das, was sich als sachliche Auseinandersetzung gibt, ein blosser Streit um Worte. Um die Geltung des Modells für die Selbstbezüglichkeit von Begriffen richtig zu beurteilen, ist insbesondere darauf zu achten, dass Hegel die Ausdrücke «Wissenschaft» und «Logik» *anders* verwendet, als dies in der sprachanalytischen Philosophie üblich ist.

Die Differenz ist das Ergebnis von Bedeutungsverschiebungen, welche schon zu Hegels Zeiten bestanden. Dies zeigt sich etwa in Hegels Kritik an Gottfried Ploucquet, der sich 1753 mit den Worten gepriesen hatte, seine Arbeit mache es möglich, «auch Ungebildeten auf mechanische Weise die ganze Logik beizubringen». Diesen Verweis auf die *Mechanik* hielt Hegel für «wohl das Schlimmste, was von einer Erfindung über die Darstellung der logischen Wissenschaften gesagt werden kann» (WL.II: 380). Ploucquet kann sich durch die heutige Computertechnologie bestätigt sehen, die es möglich macht, sogar *Maschinen* (nicht nur «Ungebildeten») Logik beizubringen. Für Hegels Wortgebrauch ist aber die Etymologie aus griechisch «Logos» (d.h. Vernunft) ausschlaggebend (vgl. WL.I: 30), und niemand wird behaupten wollen, dass der Computer ein *vernunft*begabtes Wesen ist. Das ist genau der Punkt, um den es geht, wenn Hegel sagt: «Weil das Rechnen ein so äusserliches, somit mechanisches Geschäft ist, haben sich *Maschinen* verfertigen lassen, welche die arithmetischen Operationen aufs vollkommenste vollführen.» (WL.I: 249) Die Meinungen Ploucquets und Hegels gehen deshalb nicht bezüglich der *Sache* auseinander. Hegel verwendet vielmehr den Ausdruck «Logik» so, dass gar kein technologischer Fortschritt *möglich* wäre, der ihn zum Umdenken zwingen könnte.

Entsprechendes gilt für den Ausdruck «Wissenschaft». Wenn Hegel beispielsweise kritisiert, dass «der wissenschaftliche Staat, den die Mathematik herlieh – von Erklärungen, Einteilungen, Axiomen, Reihen von Theoremen, ihren Beweisen, Grundsätzen und dem Folgern und Schliessen aus ihnen» *untauglich* sei (PhG: 47), dann spricht er nicht von Wissenschaft im heute vorherrschenden Verständnis des Wortes und bemängelt auch nicht die Methode der Mathematik *als solche*, denn er sagt, der genannte «wissenschaftliche Staat» sei der Mathematik «eigenthümlich und muss ihr gelassen werden» (PhG: 47). Hegels Auffassung davon, was Wissenschaft genannt werden soll, orientiert sich vielmehr gar nicht an der Naturwissenschaft und ihrer in mathematischer Sprache beschriebenen Modelle. Entsprechend weniger Gewicht erhält auch der empirische Bezug (durch *Experimente* oder in der *Prognose*). So grenzt er sein Tun ausdrücklich von dem der «besonderen», «positiven» Wissenschaften ab (Enz.I: 60ff) und betont, es soll «nicht eine Zu-

sammensetzung von Holz, Eisen usf., sondern allein das *Denken* das Instrument der Philosophie genannt werden» (Enz.I: 50).

Auch hier bringt es nichts, auf Formelsammlungen zu verweisen und den ganzen modernen Apparatepark der Physik zum Zeugen anzurufen. Stattdessen ist festzuhalten, dass ein anderer Wortgebrauch als der heute übliche vorliegt. Das ist an vielen Formulierungen Hegels abzulesen. Ziel der Wissenschaft sei «die Einsicht des Geistes in das, was das Wissen ist», schreibt er etwa in der Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes* (PhG: 33), um in deren Schlusskapitel «das absolute Wissen» auf die Formel «der sich als Geist wissende Geist» (PhG: 591) zu bringen. Und da «der Geist notwendig in der Zeit [erscheint]» und die Arbeit, «die Form seines Wissens von sich hervorzutreiben ... als *wirkliche Geschichte* vollbringt» (PhG: 584, 586), ist das Ziel, die «Einsicht des Geistes in das, was das Wissen ist» (PhG: 33) nach Hegel erst erreicht, wenn der vollständige Weg abgeschritten wird, den der «Weltgeist ... in der langen Ausdehnung der Zeit» durchgangen ist, um so die «ungeheure Arbeit der Weltgeschichte zu übernehmen» (PhG: 33; stark paraphrasiert).

Dieser Ansatz hat eine eigentümliche Konsequenz: Was nach allgemeiner Auffassung den *Ausgangspunkt* wissenschaftlicher Tätigkeit bildet – eine klare Begrifflichkeit – wird zu ihrem *Ziel*. So sagt Hegel in der Einleitung zur *Wissenschaft der Logik*, der Begriff der Wissenschaft könne hier nicht vorausgesetzt werden, sondern stelle das Ergebnis der Ausführungen dar (WL.I: 35). Auch in der *Phänomenologie des Geistes* ist nach einer späteren Bemerkung Hegels der «Weg» des Bewusstseins nachgezeichnet, der «den *Begriff der Wissenschaft* zu seinem Resultate» hat (WL.I: 42).

An diesem Verständnis von «Wissenschaft» und «Logik» muss auch Hegels Methode und Ausdrucksweise gemessen werden, wenn man vom Boden der analytischen Philosophie aus nicht blossen Äquivokationen zum Opfer fallen will.

3. Die «Arbeit des Begriffs» und die Philosophie der Umgangssprache

Als Motto Hegels kann gelten: «Wahre Gedanken und wissenschaftliche Einsicht ist nur in der Arbeit des Begriffes zu gewinnen» (PhG: 65). Wie aber geht die «Arbeit des Begriffes» vor sich? Klar ist, dass es Hegel dabei nicht um das in der heutigen analytischen Philosophie geläufige Aufbauen eines linguistischen Rahmenwerkes aufgrund von Konventionen geht, das, «wenn es sich aus einem praktischen Grund als unbrauchbar erweist – sei es, weil es zu ausdrucksarm ist, einen zu geringen Präzisionsgrad zulässt oder sonst welche

Mängel aufweist» durch «ein neues, den vorliegenden Bedürfnissen besser angepasstes Instrument» ersetzt wird (Lauener 1985: 198). «Die Philosophie bedarf ... überhaupt keiner besonderen Terminologie» (WL.I: 21), hält Hegel demgegenüber fest und bemerkt nach einer Kritik an der Verwendung von Diagrammen und Kalkülen in der Logik: «Da der Mensch die Sprache hat als das der Vernunft eigentümliche Bezeichnungsmittel, so ist es ein müssiger Einfall, sich nach einer unvollkommeneren Darstellungsweise umsehen und damit quälen zu wollen.» (WL.II: 295)

Hegels Auffassung entspricht da schon eher jener der Philosophie der Umgangssprache. Mit ihr teilt er vor allem die Einstellung, das sprachliche Grundlagenmaterial als etwas Hinzunehmendes zu sehen. Eingedenk Hegels Urteil, mit dem «natürlichen Philosophieren» werde nur «eine Rhetorik trivialer Wahrheiten zum besten» gegeben, die «längst etwa im Katechismus, in den Sprichwörtern des Volkes usf. zu finden» seien (PhG: 63f.), ist jedoch vorsichtigerweise sofort zu präzisieren, dass Hegel die natürliche Sprache als *Ausgangspunkt* nimmt und nicht bei ihr stehen bleibt. Die «logische Wissenschaft» ist für ihn dadurch, dass sie «die Denkbestimmungen [abhandelt], die ... unseren Geist instinktartig und bewusstlos durchziehen ... auch die *Rekonstruktion* derjenigen ..., welche durch die Reflexion herausgehoben und von ihr als subjektive, an dem Stoff und Gehalt äussere Formen fixiert sind» (WL.I: 30; meine Hervorhebung).

Die Erarbeitung des «Inhalts» und der «Bestimmung» eines Begriffs – seine «*immanente Deduktion*» – führt Hegel demnach *weg* von der Umgangssprache und er sucht entsprechend keine «durch die *Autorität* des gewöhnlichen Verstehens begründete Bestätigung» seines Resultates (WL.II: 252), während etwa Ludwig Wittgenstein in ausdrücklicher Abgrenzung gegen «die Philosophen» als Programm angab: «*Wir* führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück» (1958: 80). Wenn Wittgenstein die Philosophen, welche ein Wort wie «Wissen», «Sein», «Gegenstand», «Ich», «Satz», «Name» gebrauchen «und das *Wesen* des Dings zu erfassen trachten», fragt: «Wird denn dieses Wort in der Sprache, in der es seine Heimat hat, je tatsächlich so gebraucht?» (1958: 80), dann kann man Hegel mit seinen eigenen Worten entgegnen lassen, es könne dem Fragesteller «bloss um die mit dem Sprachgebrauch übereinstimmende *Richtigkeit* der Analyse und empirische *Vollständigkeit*, nicht um die *Wahrheit* und *Notwendigkeit* solcher Bestimmungen an und für sich zu tun sein» (Enz.I: 99f.).

4. Introspektion als Methode

Während Hegel in den Folgerungen *weiter* geht als die Philosophie der Umgangssprache, ist seine Methode (verstanden als kontrollierbare *Technik* des Wissenserwerbs) im Vergleich zu ihr kaum entwickelt. Wird heute grosses Gewicht auf *philologische* Überlegungen im weitesten Sinne gelegt, die unter Umständen auch auf den Appell an das Sprachgefühl verzichten, so lassen sich Hegels Ausführungen mit einer besonderen Spielart der Introspektion in Verbindung bringen. Dies wird am ehesten Stellen gerecht, in denen Hegel beispielsweise von der *Hingabe* des Philosophen an die Sache spricht, um «in ihr zu verweilen und *sich* in ihr zu *vergessen*» (PhG: 13; meine Hervorhebung). Dies passt auch zu seiner Bemerkung, dass im Unterschied zu dem, was der «formelle Verstand» mache, «das wissenschaftliche Erkennen ... vielmehr [erfordere], sich dem Leben des Gegenstandes zu *übergeben*» (PhG: 52; meine Hervorhebung). Hierher gehört auch der Hinweis: «Sich des eigenen Einfallens in den immanenten Rhythmus der Begriffe entschlagen, in ihn nicht durch die Willkür und sonst erworbene Weisheit eingreifen, diese *Enthaltsamkeit* ist selbst ein wesentliches Moment der Aufmerksamkeit auf den Begriff» (PhG: 56; meine Hervorhebung).

Wenn Hegels Methode als eine Spielart der *Introspektion* bezeichnet wird, dann also hauptsächlich als Versuch, so etwas wie den ‹Ort› zu bezeichnen, der den *Ausgangspunkt* des wissenschaftlichen Forschens (und damit eben auch der Begriffsforschung) bildet und an den man sich demzufolge begeben muss, um dieses Forschen nachzuvollziehen. Auffallend ist jedenfalls seine Gleichsetzung des «Ich» oder des reinen Selbstbewusstseins mit dem «reinen Begriff selbst, der als Begriff zum Dasein gekommen ist» (WL.II: 253). Hegel rechnet ja zu den «tiefsten und richtigsten Einsichten» Kants, dass dieser die «Einheit, die das Wesen des Begriffs ausmacht», als «die Einheit des ... Selbstbewusstseins» erkannt habe (WL.II: 254). Hegel selbst bringt den Vorgang des Begreifens eines Gegenstandes auf die Formel: «*Ich* durchdringt ihn *denkend*» (WL.II: 255; z. T. meine Hervorhebung).

Der Ausdruck «Introspektion» ist für eine erste Annäherung an das Hegelsche System *aus der Richtung der analytischen Philosophie* brauchbar, da er sehr klar eine grundsätzliche Verschiedenheit in der wissenschaftlichen Zielsetzung signalisiert. Für eine eigentliche Interpretation Hegels – was mit der vorliegenden Arbeit, wie einleitend erwähnt, nicht beabsichtigt ist – müsste mindestens eine Abgrenzung des Wortgebrauchs gegenüber Schelling und Kant getroffen werden[1]. Aber auch mit dem bescheideneren Ziel der «Über-

1 Nach einem Hinweis von M. Bondeli.

setzung» Hegels sind Einschränkungen anzubringen, um nicht Missverständnisse zu provozieren. Die Spielart der Introspektion, welche Hegel gerecht wird, muss (i) von anderen, ‹diffuseren› Arten der «Innenschau» unterschieden werden, sie gehört (ii) nicht zur Psychologie und führt (iii) voraussetzungsgemäss nicht zu einem solipsistischen System.

(i) Zu berücksichtigen sind einmal Hegels Vorbehalte gegen «die Unmethode des Ahnens» (PhG: 48) und dagegen, dass «Gefühl und Anschauung ... das Wort führen» (PhG: 15). Die Einwände «des gemeinen Menschenverstandes gegen die gebildete Vernunft» (PhG: 64) entkräftet Hegel mit dem Argument: «Indem jener [der gemeine Menschenverstand] sich auf das Gefühl, sein inwendiges Orakel, beruft, ist er gegen den, der nicht übereinstimmt, fertig; er muss erklären, dass er dem weiter nichts zu sagen habe, der nicht dasselbe in sich finde und fühle» (PhG: 64f.) Hegel setzt bei dem, der die Introspektion anwendet, einen gewissen Grad an Bildung voraus und könnte so Differenzen im Ergebnis der Introspektion auf Unterschiede im Bildungsstand zurückführen.

(ii) Der Umstand, dass für Hegel der «Verfall der Philosophie» mit der «gleichzeitigen Blüte der empirischen Philosophie» einherging (Enz.III: 262), ist eine Warnung davor, ihn mit einer psychologischen Methode in Verbindung zu bringen. Für ihn ist bereits der Ausdruck «Ideenassoziation» widersprüchlich, denn in seinem Sprachgebrauch «sind es keine *Ideen*, welche assoziiert werden» (ebd.). Hegel grenzt sich so ausdrücklich gegen einen «psychologischen Idealismus» ab /WL.II: 261) und unterstreicht, man dürfe nicht «bei der blossen *Vorstellung* des Ich» stehenbleiben, «wie sie unserem gewöhnlichen Bewusstsein vorschwebt» (gemeint ist die Vorstellung einer *Seele*, welcher der Begriff als Eigenschaft *inhäriert*) (WL.II: 255f.).

(iii) Aus diesen Bemerkungen wird klar, dass Hegel nur eine Spielart der Introspektion gerecht wird, die Zugang zu einer *objektiven* «Einheit des Bewusstseins» bietet und nicht zu einer *subjektiven*. Hegel ist unbedingt ernst zu nehmen, wenn er den Geist als «*Ich*, das *Wir*, und *Wir*, das *Ich* ist» bestimmt (PhG: 145). Was ihm vorschwebt, lässt sich nur nachvollziehen, wenn sein Hinweis beachtet wird, dass das «*reine* Ich» eine Leistung der Sprache ist: «... sie allein spricht *Ich* aus ...» (PhG: 376).

5. Der Begriff als Gegenstand (der Teilhabe)

Die obigen allgemeinen Bemerkungen zu Hegels Zielsetzung und Methode zeigen das Umfeld auf, in welches das Modell für die Selbstbezüglichkeit bei Hegel zu stellen ist. Sein Vorbild findet sich in Platons Dialog *Parmenides*, den Hegel als «wohl das grösste Kunstwerk der alten *Dialektik*» bezeichnet (PhG: 66). Hier, am Anfang einer Entwicklung, deren anderes Ende die *Phänomenologie des Geistes* markiert, lassen sich Grundzüge feststellen, die im unvergleichlich komplexeren Werk Hegels von zahlreichen Nebensächlichkeiten verdeckt werden und nicht mehr klar zu Tage treten.

Worum geht es im Dialog?[2] Platon lässt den greisen Parmenides die Sokratische These besprechen, dass es Begriffe gibt, «durch deren Aufnahme in sich ... Dinge den Namen von ihnen enthalten, so dass, was die Ähnlichkeit aufnimmt, ähnlich, was die Grösse, gross, was aber die Güte und Gerechtigkeit, gerecht wird und gut» (131a). Herausgefordert worden ist Parmenides durch Sokrates' Bemerkung, etwas könne sehr wohl in einer Hinsicht am Begriff der Ähnlichkeit teilhaben, in einer anderen Hinsicht zugleich aber am Begriff der Unähnlichkeit – «wenn freilich jemand zeigte, die Ähnlichkeit selbst wäre unähnlich oder die Unähnlichkeit ähnlich, das wäre, denke ich ein Wunder» (129b).

Mit dieser Überlegung kommt neben der Teilhabe-Relation, die zwischen einem Ding und einem Begriff bestehen kann, noch eine Teilhabe-Relation ins Spiel, die Begriff mit Begriff verbindet. Was aus Platons Argumentation für die Entwicklung des (unten in Abschnitt 6 vorgestellten) Modells wichtig ist, lässt sich unter den Stichworten «Reduktion» und «Selbstbezug» zusammenfassen.

Selbst eindeutig relationale Begriffe wie «Verschiedenheit» werden der sokratischen These unterworfen, als käme ihnen dasselbe selbständige Sein zu, wie dem, was (in heutiger Sprechweise) durch ein einstelliges Prädikat bezeichnet wird. So sagt etwa Parmenides: «... man meint doch nicht die Verschiedenheit des anderen, wenn man das Eine verschieden von den anderen nennt, sondern man meint die [Verschiedenheit] von ihm» (160d–e). Und an anderer Stelle wird, ausgehend vom Hilfssatz «Wem einerlei zukommt, das ist ähnlich» gefolgert: «... insofern wäre alles und jedes allem und jedem ähnlich. Denn Jegliches ist ja von Jeglichem verschieden» (148a).

2 Wo nichts anderes vermerkt, wird nach der Schleichermacher-Übersetzung zitiert. Zur Kontrolle diente Martens *Parmenides*-Ausgabe von 1987. Die Interpretation des Parmenides-Dialoges, insbesondere die zitierte Stelle (142c), ist umstritten.

In diesem Argument wird die zweistellige Relation «... *ist verschieden von* ...» auf das einstellige Prädikat «... *ist verschieden*» reduziert, damit von (1) «A *ist verschieden von* B» geschlossen werden kann auf einerseits (2) «A *ist verschieden*» und andererseits (3) «B *ist verschieden*». Aus (2) und (3) wiederum kann gefolgert werden (4) «A und B kommt *dasselbe* Prädikat zu». (4) endlich ist gleichbedeutend mit (5) «A und B sind ähnlich». Eine solche Argumentation als schlüssig zu betrachten, läuft darauf hinaus, mit dem Schritt von (1) auf (2) und (3) die entsprechende *Reduktionsregel* zu akzeptieren, auch wenn diese selbst nicht ausgesprochen wird.

Selbstbezüglichkeit dient offenbar als ein grundlegendes Mittel, um unbestreitbare Wahrheiten auszusprechen. Baut schon der *Parmenides*-Dialog als Ganzes auf der als selbstverständlich hingestellten Bemerkung auf, dass die *Ähnlichkeit ähnlich* und die *Unähnlichkeit unähnlich* sein müsse (vgl. 129b), so findet sich dieses formale Merkmal auch innerhalb der einzelnen Argumentationsschritte an zahlreichen Stellen. Parmenides startet etwa seine dialektische Übung mit dem Hinweis: «... wenn *Eins* ist, so kann doch wohl das Eins nicht Vieles sein?», und erhält zur Antwort: «Wie sollte es wohl!» (137c) Eine Steigerung im Selbstbezug findet sich in der Rede davon, dass «die Unähnlichen einem Unähnlichen unähnlich» sind (161b), oder in der Frage, ob «das Ungleiche nicht dem Ungleichen ungleich» sei (161c), was dem Dialog-Partner aber lediglich ein «Wie sonst?» entlockt.

Bringt bereits die Reduzierung (mehrstelliger) Relationen auf (einstellige) Prädikate eine gewisse Vereinheitlichung im zugrundeliegenden Sprachmaterial, so hebt die Möglichkeit des Selbstbezugs noch den Unterschied zwischen Subjekt und Prädikat auf. Das Subjekt «Ähnlichkeit» beispielsweise kann als Prädikat «... ist ähnlich» aufreten und umgekehrt dieses an seine Stelle treten – in der durch die *Austauschbarkeit* nahegelegten *Gleichheit* liegt ja offensichtlich gerade die Überzeugungskraft der oben zitierten Formeln (beispielsweise «Ähnlichkeit ist ähnlich»).

Im *Parmenides*-Dialog findet sich sogar ein Argument, welches darauf beruht, dass an die Stelle des Prädikats das Subjekt treten kann. Es geht um «das Sein des Eins» und die Aufgabe besteht im Nachweis, dass «das Sein» und «das Eins» zweierlei sind. Diesen Nachweis versucht Parmenides mit folgenden Worten: «... sonst wäre jenes [das Sein des Eins] nicht dessen Sein, und es, das Eins, hätte nicht das Sein an sich, sondern er wäre ganz einerlei zu sagen: Eins *ist* und Eins *eins*.» (142c)

6. Das Modell in nicht-formaler Darstellung

Wer die Darstellung des Zusammenspiels von Begriffen im *Parmenides*-Dialog zum Ausgangspunkt eigener Begriffsforschung nimmt, kommt durch die Frage, auf welche Weise sich Begriffe am besten erfassen lassen, zwanglos auf das gesuchte Modell in nicht-formaler Darstellung. Hegel hat zwar durchaus Kritik an Platons Darlegung geäussert, sie betrifft aber nicht Punkte, welche in unserem Zusammenhang ins Gewicht fallen. Wenn Hegel davon spricht, dass die «Platonischen Ideen» auftreten, «*als ob* sie *gleichsam* existierende Dinge, *aber* in einer anderen Welt oder Region seien» (WL.I: 44; meine Hervorhebung), kritisiert er offensichtlich Platons «Zwei-Welten-Lehre» (dazu Graeser 1975: 27). Indem er diese Auffassung mit der Meinung in Zusammenhang bringt, dass «die Wahrheit etwas Handgreifliches sein müsse» (WL.I: 44), grenzt er sich jedoch lediglich vor allzu plumpen Interpretationen ab, ohne sich meiner Ansicht nach von der zugrundeliegenden Konzeption zu distanzieren. Das «als ob» im vorhergehenden Zitat betonend und die Frage der Existenzweise, die dort ebenfalls mitschwingt, ausklammernd, lässt sich Platons Konzeption (aus der Sicht Hegels) so formulieren, dass *Begriffe erforscht werden, als ob sie Dinge* wären[3].

Die Frage nun, wie man *Dinge* untersucht, hat eine Antwort, die sich fast von selbst aufdrängt: man *konzentriere* sich auf das Ding und betrachte *nur es allein*. Ein Chemiker, der eine Substanz (z. B. Gold) analysiert, berücksichtigt dabei weder Fundort noch Fundumstände, denn die Eigenschaften einer Substanz (soweit sie vom Chemiker bestimmt werden können) sind davon unabhängig. In *analoger* Weise wären Begriffe nicht in *beliebigen* Verknüpfungen mit *anderen* Begriffen zu untersuchen, sondern nur für sich allein. Dies als Standpunkt Hegels zu sehen, ist der Schlüssel, den der vorliegende Interpretationsversuch zu seinem Verständnis bereitstellt.

Die Verknüpfung von Begriffen zeigt sich in der Bildung von Sätzen. Sätze, in denen *nur ein einziger* Begriff vorkommt, wären demnach der vorzügliche Gegenstand begrifflicher Forschung, während Sätze, in denen *zwei verschie-*

3 M. Bondeli macht auf die Möglichkeit aufmerksam, das Verhältnis der *Begriffe* untereinander nicht mit dem Verhältnis von *Dingen* zu vergleichen, sondern mit dem Verhältnis von *Personen*, was Hegels Lehre mehr entspreche. Die Konzeption, Begriffe seien zu erforschen, *wie wenn sie Dinge wären*, besagt in ihrer schwächsten Fassung nicht mehr, als dass die *Beschreibung* von Begriffen sich der gleichen grammatikalischen Kategorien bedienen darf, wie die Beschreibung von Gegenständen (d. h. «Äpfel», «Würfel», etc.). Sie ist deshalb auch mit der vorgeschlagenen alternativen Deutung verträglich.

dene Begriffe miteinander verknüpft werden, zwar zutreffend sein können, über den *einzelnen* Begriff aber ebensowenig aussagen wie der Umstand, dass das Gold des obigen Beispiels aus einer bestimmten Gesteinsschicht herausgelöst werden musste. Sätze, in denen nur ein einziger Begriff vorkommt, sind nun aber notgedrungen Sätze, in denen dieser Begriff sich *auf sich selbst* bezieht. Diesen Selbstbezug *formal korrekt* darzustellen, ist Aufgabe des Modells.

Wie im weiteren Verlauf der Darlegung noch deutlich wird, läuft die methodische Forderung, Begriffe zu erforschen, wie wenn sie (Einzel-)Dinge wären, nicht darauf hinaus, Hegel eine *atomistische* Begrifflichkeit zu unterstellen. Ein «Begriffsatomismus» folgt aus der Voraussetzung, dass jedem *Ausdruck* ein einzelner Begriff zugeordnet werden kann, der von allen Begriffen, die sich in *anderen* Ausdrücken zeigen, *verschieden* ist. Der ganzheitlichen Auffassung von Hegel wird hingegen die mit der genannten methodischen Forderung ebenfalls verträgliche Voraussetzung gerecht, dass sich ein bestimmter Begriff in der Regel in *verschiedenen* Ausdrücken zeigt. Die Position ist auch in einer anderen Beziehung ausbaubar, wie die Entgegnung auf einen grundlegenden Einwand zeigt.

Nach dem Muster «Der Begriff ‹rechteckig› ist nicht rechteckig» lassen sich unzählige Beispiele bilden, die ganz allgemein zu belegen scheinen, dass der Selbstbezug lediglich eine Art von *Sprachverwirrung* darstellt. Diesem Einwand trägt die Hilfsthese Rechnung, dass *für die Wissenschaft* nur jene Begriffe von Bedeutung sind, welche sich auf sich selber beziehen lassen. Die *Fähigkeit* zum Selbstbezug wird dadurch zum auszeichnenden Merkmal, und Begriffe, die *alleine* in einem Satz auftreten können, sind in diesem Sinne *selbständig*. Davon ausgehend, kann ein «Mehr-oder-Weniger-Prinzip» formuliert werden, etwa von der Form: je *selbständiger* ein (auf sich selbst beziehbarer) Begriff ist, desto *grundlegender* wird er im System der Wissenschaft. Diese Umformung in eine Gradfrage kommt Hegels Denken entgegen, indem es eine Orientierungsmöglichkeit auf ein Ziel (d.h. Begriff) hin bietet, dem sich zu nähern eine immer grössere «Wissenschaftlichkeit» bedeutet, was sich auch als historischer Prozess darstellen lässt.

Meiner Ansicht nach gibt es für Hegel letztlich nur einen einzigen, grundlegenden Begriff, der sich in verschiedenen Ausdrücken wie «das Absolute», «die Idee» usw. zeigt. Dieser Aspekt findet sich bei ihm nicht ausgearbeitet, wird aber in Aussagen deutlich wie: «Das Absolute ist die allgemeine und *eine* Idee, welche als *urteilend* sich zum *System* der bestimmten Ideen besondert, die aber nur dies sind, in die eine Idee, in ihre Wahrheit zurückzugehen.» (Enz.I: 368) Es ist gerade die Pointe des Modells für die Selbstbezüglichkeit,

dass es der Aussage, ein einzelner Begriff zeige sich in verschiedenen Ausdrükken, einen exakten Sinn zu geben vermag.

7. Wortfelder als Untersuchungsgegenstand

Hegel in die Nähe der «Philosophie der Umgangssprache» zu rücken, ist vor allem in Hinblick auf ihre Methoden interessant, die der *Darstellung* (und nicht Reglementierung) von natürlichen Sprachen dienen. Ein ausgezeichnetes Instrument zur Bestimmung von Bedeutungen liefert hier die sogenannte *Wortfeldforschung*. Ihre zentrale Einsicht geht auf F. de Saussure zurück und besagt, dass die Bedeutung eines Wortes durch die Bedeutung verwandter Worte mitbestimmt ist, mithin nicht in Isolation festgelegt werden kann (Saussure 1916). Als *Wortfeld* bezeichne ich im folgenden eine Gruppe (oder *Menge*) bedeutungsverwandter Ausdrücke (wobei sich die Verwandtschaft *nicht* auf (starke) Synonymie beschränken muss). Für die Belange der sprachinhaltlichen Betrachtung müsste diese Bestimmung natürlich verfeinert werden, sie genügt aber im Rahmen der vorliegenden Fragestellung. Entscheidend ist, dass die Untersuchung und Darstellung eines Wortfeldes in Form von Bedeutungsunterschieden Abgrenzungen zutage treten lässt, welche die Gliederung des Wortschatzes besser sichtbar machen, *ohne* dass die einzelnen Ausdrücke explizit definiert worden wären. Dies zeigt das folgende Beispiel[4].

Um die Verschiedenheit im Gehalt der Ausdrücke ‹reden›, ‹sagen› oder ‹sprechen› zur Geltung zu bringen, ist festzuhalten, dass jemand viel *sprechen* kann, ohne viel zu *sagen*. Das *Sprechen* kann schwerfallen, weil eine Erkältung die Lauterzeugung hemmt, während die Schwierigkeiten beim *Reden* die Wortwahl betreffen. Der Satz ‹Er *spricht* Englisch› ist korrekt, ‹Er *redet* Englisch› mutet hingegen merkwürdig an, während ‹Er *sagt* Englisch› klar falsch ist. Aus diesem Grunde ist es wohl möglich, einem Papagei *deutliches Sprechen* beizubringen, nicht aber, ihm *klare Aussagen* zu entlocken. Solche Feststellungen (deren Gültigkeit für den gesamten deutschen Sprachraum noch zu überprüfen wäre) lassen sich durchaus philosophisch auswerten. Etwa zur Stützung der These, dass Leute, welche die Ausdrücke ‹reden›, ‹sprechen› und ‹sagen› korrekt anwenden können, damit ebenfalls (implizit) fähig sein müssen, eine Unterscheidung zwischen der Inhalts- und der Ausdrucksseite der Sprache zu treffen.

Diese Unterscheidung ist in Form des Gesetzes, «dass das Äussere der

4 Gestützt auf *Trübners Deutsches Wörterbuch*.

Ausdruck des Inneren ist» (PhG: 202), für Hegel grundlegend. Gemäss dem hier vorgeschlagenen Modell entspringt sie keiner naturwissenschaftlichen *Theorie*, sondern dem Nachdenken über ‹die› Sprache. Mit anderen Worten: Diese Unterscheidung wird nicht *eingeführt*, um irgendwelche *empirisch fruchtbaren Erklärungen* zu ermöglichen, sondern *findet sich vor* und wird durch den Philosophen (oder Wortfeldforscher) «bloss» formuliert. Der Geltungsanspruch des Ergebnisses ist so im wesentlichen derselbe, wie wenn es mit Hegels Spielart der Introspektion gewonnen worden wäre.

Eine vielversprechende Methode zur Bildung von Gruppen sinnverwandter Wörter hat Avrum Stroll 1973 unter dem Namen «Cluster Theorie» («cluster theory») vorgestellt. Der Kerngedanke besteht in der Ausnutzung des Umstandes, dass in einem vollständigen Wörterbuch einer natürlichen Sprache jeder Ausdruck, der in den Erläuterungen eines Stichworts vorkommt, seinerseits als Stichwort im Wörterbuch enthalten sein muss. Die Erläuterungen dieses Stichwortes wiederum bestehen aus Ausdrücken, die an anderer Stelle als Stichwort erscheinen usw. Auf diese Weise lassen sich Ausdrücke sammeln, deren Sinnzusammenhang durch das zugrundegelegte Wörterbuch gegeben ist. Man wird deshalb nicht jedes in einer Erläuterung vorkommende Stichwort zum Ausgangspunkt eines neuen Suchvorganges nehmen, sondern nur diejenigen, die «wesentlich» zur Bedeutung des Stichwortes beitragen. Je nachdem, wie hier aufgrund von Regeln ausgewählt wird, ergeben sich andere *Cluster* von Ausdrücken. Die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke wird anschliessend relativ zum *Cluster* bestimmt.

Wörterbücher liegen auch der Untersuchung von *Wortfamilien* zugrunde, die ebenfalls eine mögliche Methode der Wortfeldforschung darstellt. Unter «Wortfamilie» wird eine Gesamtheit von Ausdrücken verstanden, die auseinander durch Ableitung oder Zusammensetzung entstanden sind. Die Ähnlichkeiten in der Lautgestalt dienen dabei als Indiz dafür, dass im inhaltlichen Bereich ebenfalls Zusammenhänge bestehen. Statt die Bedeutung der Wörter anschliessend wie oben relativ zu einem «Cluster» zu bestimmen, dient hier die *Wortfamilie* als Bezugspunkt. Rechnung getragen wird mit dieser Methode inhaltlichen Zusammenhängen ‹quer› über grammatikalische Kategorien hinweg, wie sie beispielsweise offensichtlich zwischen dem *Substantiv* «Blau», dem *Verb* «bläuen» und den *Adjektiven* «blau» und «himmelblau» bestehen.

Ob die Zusammenhänge, welche die Wortfelder «erzeugen», thematisch gegeben sind (wie bei: «reden, sagen, sprechen»), durch (schwache) Synonymitätsbeziehungen (Cluster) oder durch ihre Lautgestalt (Wortfamilien) ist formal nicht so sehr entscheidend. Das Modell ist diesen Methoden gegenüber neutral. Ausschlaggebend ist der Umstand, dass sie in jedem Fall *Mengen* von

Ausdrücken liefern. Die Kunst des Wortfeldforschers besteht darin, diejenigen Ausdrücke zusammenzufassen und die zwischen ihnen bestehenden inhaltlichen Differenzen möglichst präzis zu formulieren, bei denen es sich lohnt. So wird er (unabhängig von einer Methode) die Ausdrücke «Primzahl» und «Sessel» kaum in dasselbe Wortfeld nehmen, hingegen schon die Ausdrücke «Sessel» und «Stuhl». In diesem Sinne kann die themenbestimmte Tätigkeit eines Philosophen auch als Erforschung des mit diesem Thema verbundenen Wortfeldes dargestellt werden (s. Abschn. 14).

8. Zwei formale Prinzipien bei Bertrand Russell

Die Möglichkeit von Verbindungen ‹quer› über grammatikalische Kategorien hinweg, die der Bildung von *Wortfamilien* zugrunde liegt, hat im Bereich der formalen Logik Tradition. G. Boole etwa gründete die Möglichkeit seiner «Gedanken-Algebra» unter anderem auf die Regel, dass sich ein Adjektiv durch Hinzufügung des «allgemeinen» Subjekts «Ding» oder «Sein» in ein Substantiv verwandeln lässt (damit ergibt sich z. B. eine Äquivalenz zwischen den Aussagen «Wasser ist ein flüssiges Ding» und «Wasser ist flüssig») (1854 : 30). Mit solchen Umformulierungen erreichte Boole eine enorme Vereinfachung seines Formalismus. Ebenfalls formale Gründe führt W. V. Quine ins Feld, wenn er den Ratschlag gibt, aus dem Eigennamen «Pegasus» das Verb «pegasiert» zu gewinnen, um den Eigennamen «Pegasus» durch die Kennzeichnung «das Ding, das pegasiert» ersetzen zu können (1948 : 8).

Wenn Russell 1903 mit der Bemerkung, es gehe ihm nicht um eine Einteilung von Wörtern, sondern von Ideen, «menschlich» und «Menschlichkeit» gleichermassen als Prädikat anspricht und betont: «sie bezeichnen genau denselben Begriff» (1903 : 42), dann befindet er sich, wie das Beispiel von Quine und Boole zeigt, in bester Gesellschaft. Hinter Russells Bemerkung steht eine Regel, die Jules Vuillemin als *Invarianzprinzip* bezeichnet hat (1968:§ 9). Russell geht 1903 von Aussagen aus wie «Sein ist» (Being is, or has being), «Begriff ist begrifflich» (concept is conceptual) oder «Einheit hat Einheit» (unity has unity), um den Umstand zu illustrieren, dass ein Prädikat von sich selber ausgesagt werden kann (1903:§ 95, 96f.). Für ihn ist die Selbstprädikation der *Extremfall* einer allgemeineren Regel, wie sie sich beispielsweise in der Äquivalenz der beiden Sätze «Sokrates ist menschlich» und «Sokrates hat Menschlichkeit» (1903:§ 49, 45f.) ausdrückt. Ungeachtet der verschiedenen «grammatikalischen Formen» müsse «jeder Bestandteil jeder Proposition ... zu einem logischen Subjekt gemacht werden können» (1903 : 48). Russell be-

fürchtet offensichtlich, dass sonst Bestandteile von Propositionen denkbar wären, über die man nicht sprechen könnte.

Diese Beispiele zeigen, dass die Strategie, Ausdrücke, welche verschiedenen grammatikalischen Kategorien zugehören (und deshalb gleichzeitig innerhalb eines einzelnen Satzes vorkommen können), als Ausdruck *desselben Begriffs* zu betrachten, von seiten der formalen Logik nicht von vornherein verworfen werden dürfte, auch wenn die gewählte Terminologie vielleicht eine andere ist. Diese Beobachtung ist deshalb wichtig, weil eine Spielart des Invarianzprinzips zur Konstruktion des formalen Modells für den Selbstbezug bei Hegel dient.

Neben dem *Invarianzprinzip* von Russell ist seine Formulierung des *Abstraktionsprinzips* für das Modell bedeutsam. Bekannt wurde es in einer späteren Phase seines philosophischen Schaffens zwar in der *Umkehrung* als «das Prinzip, das von Abstraktionen *befreit*» (Russell 1914 : 51; meine Hervorhebung). Seine Gültigkeit für die Grundlegung der Mathematik (es diente Whitehead und Russell bei der Definition der Zahl) hatte es damit jedoch nicht verloren. In seiner uninterpretierten Form ist das Prinzip aber erkenntnistheoretisch neutral und stellt einfach einen Zusammenhang her zwischen transitiv-symmetrischen Relationen einerseits und mehr-eindeutigen Relationen andererseits. Es besagt in der Formulierung von 1903:

«Jede transitive, symmetrische Relation, von der es mindestens ein Beispiel [instant] gibt, ist analysierbar als gemeinsames Bestehen einer neuen Relation zu einem neuen Gegenstand [term], wobei für die neue Relation gilt, dass kein Gegenstand sie zu mehr als einem Gegenstand haben kann und ihre Konverse diese Eigenschaft nicht besitzt.» (1903 : 220)

In den *Principia Mathematica* (Whitehead/Russell 1910) ist das Abstraktionsprinzip formal als Satz $*72.66$ gefasst:

$*72.66 \Vdash : S^2 \subset S.S = \breve{S} . \equiv . (\exists R).\ R\ \varepsilon\ \mathrm{Cls} \rightarrow 1.S = R|\breve{R}$

Dabei bedeuten:

«$S^2 \subset S$» – «S ist eine transitive Relation»,

«$S = \breve{S}$» – «S ist eine symmetrische Relation»,

«$R\ \varepsilon\ \mathrm{Cls} \rightarrow 1$» – «$R$ ist eine mehr-eindeutige Relation»,

«$S = R|\breve{R}$» – «S ist das relative Produkt von R mit ihrer Konversen $\breve{R}$»

Russell stellte dieses Prinzip als ‹Garantieerklärung› dafür auf, dass es immer einen solchen «neuen» Gegenstand gibt, der die Durchführung der Abstraktion nach obigem Muster erlaubt (1903 : 220). Garantiert werden muss der

«neue» Gegenstand nur dann, wenn es überhaupt eine entsprechende transitive, symmetrische Relation gibt.

Für die Gewinnung unseres Modells kann auf diesen ‹ontologischen Ballast› ebenso verzichtet werden wie auf den methodischen, der im Ausdruck «analysierbar» zum Vorschein kommt. Der Begriff der Analyse in seiner ganzen Problematik gehört zum persönlichen Standpunkt Russells und nicht zum (rein formalen) Abstraktionsprinzip selbst. Er ist für unsere Zwecke durch den Begriff der *Darstellbarkeit* zu ersetzen. Dies ergibt als Ausgangspunkt der formalen Darstellung des Modells für die Selbstbezüglichkeit bei Hegel folgende Formulierung:

«Jede transitive, symmetrische Relation ist darstellbar als eine neue Relation zu einem neuen Gegenstand, wobei für die neue Relation (nicht aber für ihre Konverse) gilt, dass kein Gegenstand sie zu mehr als einem Gegenstand haben kann.»

9. Die formale Darstellung des Abstraktionsprinzips

Ein Modell hat mit dem, was es darstellt, seine «logische Form» gemeinsam, in dem Sinne, wie dies M. Schlick formulierte: «[Ein Tatbestand] kann auf beliebig viele Weisen, in beliebigen Sprachen, durch beliebige willkürliche Zeichensysteme [ausgedrückt werden]; alle diese möglichen Darstellungsarten, wenn anders sie wirklich dieselbe Erkenntnis ausdrücken, müssen eben deswegen etwas gemeinsam haben, und dies Gemeinsame ist ihre logische Form.» (1930 : 6) Eine solche Form kann auch in einem Diagramm festgehalten werden. «Ein Logik-Diagramm ist eine zweidimensionale geometrische Figur mit räumlichen Beziehungen, welche mit der Struktur einer logischen Aussage isomorph ist», definiert M. Gardner (1958 : 28). Der «Baum des Porphyr» und das im Mittelalter weit verbreitete «logische Quadrat» gehören ebenso hierher wie die sogenannten «Venn-Diagramme», die sich auch in modernen Lehrbüchern der Logik finden (so in Quine 1964).

Werden die beiden Seiten der im Satz $*72.66$ ausgedrückten Äquivalenz *einzeln* als Diagramm aufgezeichnet, so sagt der Satz $*72.66$, dass eine formale Gleichheit der zwei Darstellungen in Figur 1 (S. 180) besteht (rechte Seite gleich linke Seite). In der verbalen Fassung des Abstraktionsprinzips von 1903 entspricht das S in $*72.66$ der transitiven, symmetrischen Relation, R der neuen Relation, $\breve{R}$ ihrer Konversen und u dem neuen Term.

Aus dem Satz $*72.66$ lässt sich beispielsweise die Aussage «$bSc. \equiv . bRu \wedge u\breve{R}c$» als Spezialfall gewinnen. Auf das Diagramm in Figur 1 übertragen

ergibt das folgende Aussage: um von *b* nach *c* zu gelangen, ist es gleichgültig, ob ich über den ‹Weg› *S* dorthin gelange, oder den ‹Umweg› über *u* einschlage. Die Rede von einem ‹Weg› etc. ist hier natürlich nicht als Verbesserung der formalen Sprache der *Principia Mathematica* gedacht. Die Sache verhält sich genau umgekehrt so, dass sich die formale Sprache der *Principia Mathematica* als eine Verbesserung der alltagssprachlichen *Beschreibung* des Diagramms ansehen lässt. Bezogen auf ∗72.66 erhält somit die bildliche Ausdrucksweise einen ganz exakten Sinn. Dieser Gedanke steht auch hinter der Lösung des Problems, den Selbstbezug bei Hegel formal exakt darzustellen.

Wie vielfältig sich der Satz ∗72.66 graphisch wiedergeben lässt, zeigt Figur 2. Sie ergibt sich, wenn man einem Vorschlag von R. Carnap folgt und Pfeilfiguren verwendet (1929 : 26ff.). Dabei wird eine symmetrische Relation zwischen den Gegenständen *a* und *b* als ein Doppelpfeil zwischen *a* und *b* wiedergegeben (1929 : 36) und die Transitivität einer Relation zeigt sich im Umstand, dass immer, wenn das Ende eines Pfeiles auf den Anfang eines anderen Pfeils stösst, auch ein Pfeil vom Anfang des ersten Pfeils zum Ende des zweiten Pfeils geht (1929 : 40). Eine symmetrische *und* transitive Relation ist entsprechend in einer Darstellung daran erkennbar, dass jeder Gegenstand entweder gar nicht durch einen Pfeil mit einem anderen Gegenstand verbunden ist, oder dann mit *allen* Gegenständen, die Anfangs- oder Endpunkte eines Pfeils bilden.

Russells *Abstraktionsprinzip* würde in diesem Zusammenhang der *Darstellungsregel* entsprechen, dass um eine Menge von Gegenständen, von denen jeder mit jedem verbunden ist, als ‹neuer Gegenstand› ein Kreis gezogen werden darf. Sich *innerhalb* des Kreises *zu befinden*, wäre dann die *‹neue Relation›*. Ihr Bestehen ist offensichtlich gleichwertig damit, Anfangs- oder Endpunkt eines Pfeiles zu bilden. Auf diese Weise lassen sich Pfeile durch Kreise ersetzen, womit die Abstraktion als *Wechsel* einer Darstellungsart oder Redeweise gesehen werden kann.

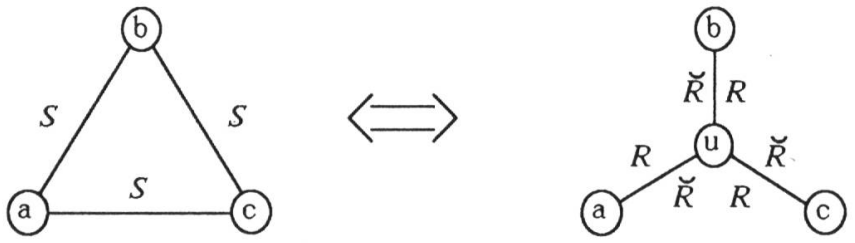
10. Das Modell für den Selbstbezug von Begriffen bei Hegel

Nach diesen Vorarbeiten ist das Modell für die Selbstbezüglichkeit bei Hegel ohne weiteres konstruierbar. Dazu ist der Selbstbezug bei Hegel in eine zu den Figuren 1 und 2 *isomorphe* Darstellung zu bringen. Das Abstraktionsprinzip bleibt ja formal gültig, ob es inhaltlich um nach gewissen Regeln gebildete Zeichnungen (Diagramme) geht oder um «gemeinsame Eigenschaften» bzw. einen «identischen Gehalt» (Russell 1903 : 220) oder um Begriffe im Sinne

Hegels – falls diese entsprechend definiert werden. Der Satz *72.66 gibt dabei die Bedingungen an, die eine solche Definition erfüllen muss, um die Isomorphie zu erhalten. Diese Bedingungen sind relativ leicht zu befriedigen, wenn zwei Punkte aus dem bisher Erarbeiteten berücksichtigt werden.

(1) Die Besprechung des *Parmenides*-Dialogs zeigte, dass Hegel vermutlich in einer historischen Tradition steht, die Begriffe erforscht, als ob sie *Gegenstände* wären. (2) Der Exkurs in die moderne inhaltliche Sprachbetrachtung hat anschliessend als Gemeinsamkeit verschiedener Ansätze zur Erforschung des Wortinhaltes erbracht, dass nicht isolierte Ausdrücke, sondern *Mengen von Ausdrücken* untersucht werden, die untereinander in einer inhaltlich-thematischen oder (vorwiegend) durch die Lautform begründeten Beziehung stehen. In diesem, wie auch immer gearteten Zusammenhang ist eine Gleichheit (Äquivalenz) gegeben, welche die für die Anwendung des Abstraktionsprinzip notwendige transitive und symmetrische Beziehung liefert. Das Modell stellt einfach eine Verbindung zwischen (1) und (2) dar.

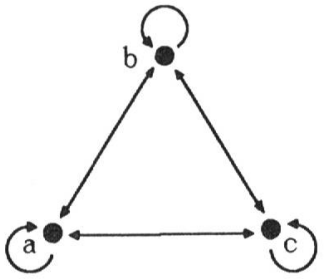
Figur 1



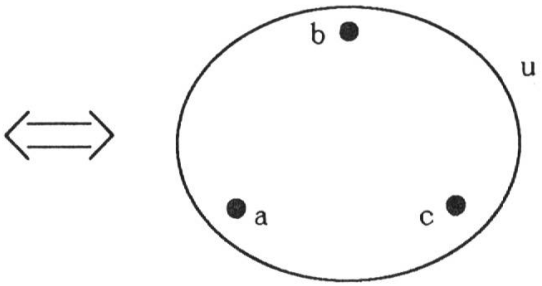
$$*72{\cdot}66 \quad \vdash : S^2 \subset S \,.\, S = \breve{S} \;.\equiv.\; (\exists R).R \in \mathrm{Cls} \rightarrow 1 . S = R \mid \breve{R}$$

Diese Verbindung wird dadurch erreicht, dass als Begriff im Sinne Hegels der aufgrund des Abstraktionsprinzips aus der transitiven und symmetrischen Beziehung herleitbare ‹neue Gegenstand› genommen wird (in den Figuren 1 und 2 als «*u*» bezeichnet). Ein solcher Begriff ist immer relativ zu (a) einem Wortfeld, welches als das ihm «korrespondierende» Wortfeld bezeichnet werden kann,und (b) der zwischen den Elementen dieses Wortfeldes relevanten Sinn-Beziehung. Wenn die eben bestimmte technische [!] Bedeutung des Ausdrucks «Begriff» vorherrscht, wird dies im folgenden durch die Verwendung

Figur 2



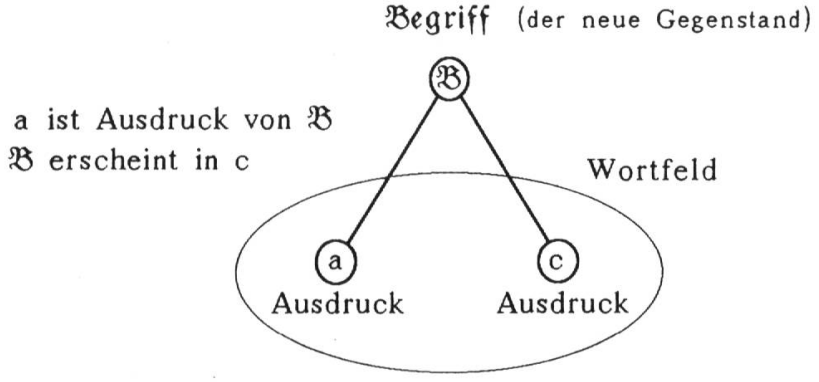
Pfeilfigur der Relation S



u ist Abstraktionsklasse in bezug auf S.
$(x \epsilon u . \equiv . x R u)$

der Fraktur-Schrift (𝔅egriff) kenntlich gemacht. Ein 𝔅egriff ist demnach immer vermittelst einer «Definition durch Abstraktion» aus seinem korrespondierenden Wortfeld gewonnen worden (siehe Figur 3).

Figur 3



Äquivalenzrelation: a gehört zum gleichen Wortfeld wie c

Die in der Formulierung von 1903 genannte ‹neue Beziehung› (das *R* von *72.66) könnte im Hinblick auf das oben Gesagte umschrieben werden mit «... ist Ausdruck von ...» – als Umkehrbeziehung (Konverse) wäre «... erscheint in ...» zu nennen. (Genaugenommen müsste hier analoger Weise von 𝔄usdruck und 𝔈rscheinung die Rede sein, doch genügt es, jeweils kenntlich zu machen, in welchem Sinne von einem *Begriff* gesprochen wird.)

Welche Umschreibungen für die einzelnen ‹Teile› von *72.66 gewählt werden, spielt für das Modell keine Rolle, solange das, was zur Umschreibung verwendet wird, mit den in *72.66 fixierten formalen Eigenschaften verträglich ist. Dies gibt einerseits der Interpretation eine grosse Freiheit. Andererseits kann es auch zu Einschränkungen führen, die nicht auf den ersten Blick ersichtlich sind (wie Vuillemin 1972 zeigt). Aus der Forderung, dass die ‹neue Beziehung› mehr-eindeutig sein muss, folgt als wichtigster Vorbehalt, dass kein Element eines Wortfeldes Ausdruck von mehr als einem Begriff sein kann – was gleichbedeutend mit der Aussage ist, dass kein Ausdruck zu mehr als einem Wortfeld gehören darf.

Der Selbstbezug eines Begriffs lässt sich unter der Voraussetzung darstellen, dass das korrespondierende Wortfeld Ausdrücke verschiedener grammatikalischer Kategorien umfasst. Zur Darstellung des Selbstbezuges ausgenutzt wird der Umstand, dass ein Satz nichts anderes als eine (gewissen Regeln unterworfene) Verbindung von Ausdrücken verschiedener grammatikalischer Kategorien ist.

So, wie gesagt werden kann, in einem Ausdruck erscheine ein Begriff, so kann das Bilden von Sätzen zwanglos als das Bilden eines Bezuges zwischen den in den entsprechenden Ausdrücken erscheinenden Begriffen angesehen werden. Erscheint in den verschiedenen Ausdrücken derselbe Begriff, dann soll gesagt werden, dass sich dieser Begriff *in* diesem Satz und *durch* diesen Satz auf sich selbst bezieht. Damit ist das Modell vollständig. Sein charakteristisches formales Merkmal besteht darin, dass der Selbstbezug *indirekt* geschieht.

11. Die Anwendung des Modells – Bilder als Bindeglied

Bei der graphischen Darstellung des Abstraktionsprinzips war in Beispielsätzen unter anderem die Rede vom ‹Weg› von *a* nach *b*, oder davon, dass sich *a* und *b* ‹in› einem Kreis befinden. Diese mehrdeutige, *metaphorische* Ausdrucksweise war ungefährlich, weil der Bezug auf den *eindeutigen* (aber formalen, uninterpretierten!) Satz *72.66 offen auf der Hand lag. Deshalb wäre es wohl niemanden in den Sinn gekommen, sich etwa nach der *Breite* des ‹Weges› von *a* nach *b* zu erkundigen. Hingegen bildet jeder Weg eine *Beziehung* zwischen Ausgangspunkt und Endpunkt, und *dies* auszudrücken, war mit der *Metapher* beabsichtigt.

Da es Hegel bewusst ablehnt, der philosophischen Sprache einen Kalkül (wie es etwa das System der *Principia Mathematica* darstellt) zugrundezule-

gen, steht ihm selbst die Möglichkeit nicht offen, seine Aussagen durch Bezug auf formale Sätze zu ‹desambiguieren›. Für eine *Übersetzung* in die Ausdrucksweise der sprachanalytischen Philosophie ist die *bildhafte Darstellung* jedoch das geeignete Bindeglied. Auf dem Boden der formalen Logik sind Diagramme als Bilder greifbar, auf seiten Hegels haben wir eine bilderreiche Sprache. Auf den Übertragungsmechanismus ist nun kurz einzugehen.

Zur Illustration sollen Bemerkungen Hegels zum «Flüssigwerden von Begriffen» dienen. Hegel sagt einmal: «Es ist aber weit schwerer, die festen Gedanken *in Flüssigkeit* zu bringen, als das sinnliche Dasein.» Im übernächsten Satz folgt die Erklärung: «Die Gedanken werden *flüssig*, indem ...» (PhG:37; meine Hervorhebungen), um mit der Feststellung abzuschliessen: «Durch diese *Bewegung* werden die reinen Gedanken *Begriffe* und sind erst, was sie in Wahrheit sind, *Selbstbewegungen* ...» (ebd.; z. T. meine Hervorhebung). Wie ist diese Rede von «Bewegung» und «Flüssigwerden» vor dem Hintergrund obiger Überlegung zu verstehen? Es ist nicht schwer, zahlreiche Fragen zu stellen, welche *scheinbar* offenkundig machen, wie verfehlt die Wahl der Ausdrücke sei. So lässt sich weder beantworten, von wieviel *Litern* Gedanken die Rede ist, noch wieviele *Kilometer pro Stunde* ein Gedanke im Durchschnitt zurücklegt. Dies zeigt jedoch lediglich, dass ein Vergleich nicht in allen Punkten zutrifft, was aber nur auf die Feststellung hinausläuft, dass keine *Beschreibung* vorliegt, sondern eine *Metapher*.

Zutreffend ist der Vergleich jedoch mindestens insofern, als «bewegen» und «fliessen» eine *Gleichheit innerhalb einer Veränderung* ausdrücken. Im ersten Fall bleibt das Bewegte gleich, ändert aber den Ort, im zweiten Fall bleibt die Materie gleich, ändert aber ihren Aggregatzustand (von fest zu flüssig). Die Interpretation nach dem im Modell für die Selbstbezüglichkeit wirkenden ‹Mechanismus› besteht allgemein darin, den fraglichen Ausdruck auf einen Ausdruck einer formalen Sprache zu beziehen. Auf das Beispiel bezogen, heisst das, statt der Ausdrücke «bewegen» oder «fliessen» eine Äquivalenzrelation zu verwenden[5].

Da sich Sätze, wie gleich gezeigt wird, als ‹Verknüpfungen› von Begriffen deuten lassen, ist auch Hegels Rede vom «(dumpfen, bewusstlosen) Weben des Geistes» (PhG: 423–5) als Bild auffassbar. Die Vorstellung, wie sich die *natürliche* Sprache dem Begriffsforscher präsentiert, erleichtert es, Hegel zu verstehen, wenn er vom Geist spricht, «der in dem instinktweisen Wirken [d.h. «Flechten»] des Denkens, befangen in den Banden seiner Kategorien, in einen unendlich mannigfachen Stoff zersplittert ist. In diesem Netze schürzen sich

5 Eine systematische Ausarbeitung dieses Gedankens findet sich in Bornet: 1991, § 4.

hin und wieder festere Knoten, welche die Anhalts- und Richtungspunkte seines Lebens und Bewusstseins sind, sie verdanken ihre Festigkeit und Macht eben dem, dass sie, vor das Bewusstsein gebracht, an und für sich seiende Begriffe seiner Wesenheit sind» (WL.I:27).

Über ein Jahrhundert später wird Wittgenstein den Ausdruck «Familienähnlichkeiten» als «ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen» einführen (1958: 57, § 66). Dies kann durchaus eine korrekte Beschreibung graphischer Darstellungen von Bedeutungsbeziehungen zwischen Ausdrücken sein. Auch Stroll bedient sich einer bildhaften (deswegen aber nicht unexakten) Sprache, wenn er in der «cluster theory» für verschiedene Konfigurationen von Bedeutungsverwandtschaften Ausdrücke braucht wie «Schwarm» [cluster: «traubenartige Anordnung»], «Gruppe», «Kette», «Ring», «Kernland» [«heartland»] (1973: 119).

12. Der Satz als Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat

Um am Beispiel der Frage nach der Zusammensetzung eines Satzes zu zeigen, wie das im Abschn. 10 dargestellte Modell Gedankengänge Hegels übersetzbar (d.h. auch von ‹aussen› nachvollziehbar) macht, beschränke ich mich auf einfache Subjekt-Prädikat-Sätze. In welcher Weise die Aussage zu verstehen ist, dass ein Begriff in Subjekt und Prädikat *erscheint*, wird durch die bereits gegebene allgemeine Formulierung des Begriff-Modells nahegelegt. Die Terminologie kann verfeinert werden, indem man bestimmt, dass ein Begriff in einem Satz *erscheint*, wenn er in einem Satz*teil* erscheint, und dass er in einem *Satzteil* (als Subjekt oder Prädikat) erscheint, wenn er in einem Ausdruck erscheint, der in diesem Satzteil enthalten ist. Da Begriffe mittels *Wortfeld* und der das Wortfeld *erzeugenden Sinnbeziehung* identifizierbar sind, erscheinen *zwei* Begriffe in einem bestimmten Satz, wenn die in Subjekt und Prädikat erscheinenden Begriffe voneinander verschieden sind. Sind die Begriffe jedoch *identisch*, dann erscheint in diesem Satz *ein einziger* Begriff. Weiter soll gesagt werden, dass ein Satz, der in ein Subjekt S und ein Prädikat P zerlegt werden kann, die in S und P *erscheinenden* Begriffe *verknüpft*. Soweit die terminologischen Festlegungen.

Bevor auf den für Hegel zentralen *Spezialfall* des *Selbstbezuges* eingegangen wird, ist es günstig, den *Normalfall* zu untersuchen. Er besteht darin, dass *zwei* Begriffe durch einen Satz verknüpft werden. Eine Stelle, an der Hegel einen solchen Fall schildert, lautet:

«Das Subjekt ist als fester Punkt angenommen, an den als ihren Halt die Prädikate geheftet sind, durch eine Bewegung, die dem von ihm Wissenden angehört, und die auch nicht dafür angesehen wird, dem Punkte selbst anzugehören; durch sie aber wäre allein der Inhalt als Subjekt dargestellt.» (PhG:27)

Die Umsetzung dieser Aussage in ein Diagramm ist nichts anderes als a) eine Darstellung der Beziehung zwischen «Wissendem», «Subjekt» und «Prädikat», sowie b) die Festlegung formaler Bedingungen für diese Beziehungen (hier mit Hilfe von Kennzeichnungen). Dies ergibt den für diese Stelle in Figur 4 dargestellten Interpretationsvorschlag.

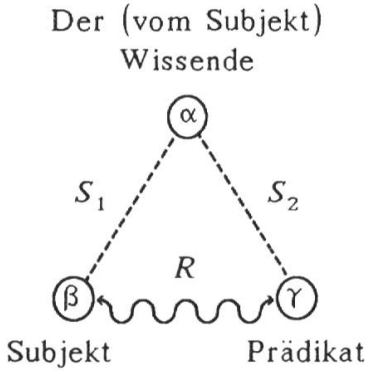
Die zitierte Aussage (PhG:27) steht im Zusammenhang mit einer Kritik Hegels daran, das Absolute zwar als Subjekt zu *bezeichnen*, gleichzeitig den Satz «Das Absolute ist Subjekt» aber so zu analysieren, dass diese Bezeichnung nicht zutreffen kann. Hegel stört hier offenbar, dass Subjekt und Prädikat *äusserlich* verknüpft sind. Auch das lässt sich anhand der Figur 4 erläutern.

Hegels Aussage, dass der «Wissende» (α) das Subjekt (β) und das Prädikat (γ) *verbindet*, ist formal im Satz (3) der Figur 4 gefasst. (3) weist auf der linken Seite des Äquivalenzzeichens die Relation *R* auf, wobei der Ausdruck α fehlt. Die reine Subjekts-Prädikatsbeziehung *R* ist somit ohne Bezug auf den «Wissenden» dargestellt. Auf der rechten Seite des Äquivalenzzeichens fehlt hingegen *R*, dafür kommen der «Wissende» α und die «Wissens-»Relationen S_1 und S_2 ins Spiel. Würde der Satz (3) so dargestellt wie die Äquivalenzen in den Figuren 1 und 2, hätte man rechts β und γ *indirekt* verbunden (über S_1, α und S_2), links *direkt* verbunden (über *R*)[6].

Bei dieser Analyse wird über die Begriffe, die in Subjekt und Prädikat erscheinen, nichts näher ausgesagt. Wir können die Darstellung deshalb als dem (inhaltlich unbestimmteren) Fall angemessen betrachten, in dem diese Begriffe voneinander unterschieden sind. Dies bedeutet, dass [für den Sprechenden] zwischen Subjekt und Prädikat kein Sinnzusammenhang besteht, der es [ihm] erlaubt, die beiden Ausdrücke in ein einziges *Wortfeld* einzubeziehen, wie dies in Figur 5 dargestellt ist (es gelten dabei dieselben Bezeichnungen wie in Figur 4).

6 (1) in Figur 4 ist zu lesen als «β ist derjenige Gegenstand, der in der S_1-Beziehung zu α steht», analog für (2). Es braucht Zusatzbedingungen (die hier nicht genannt sind), um die S_1- bzw. S_2-Beziehung so eindeutig zu machen, dass sie für eine Kennzeichnung verwendet werden können.

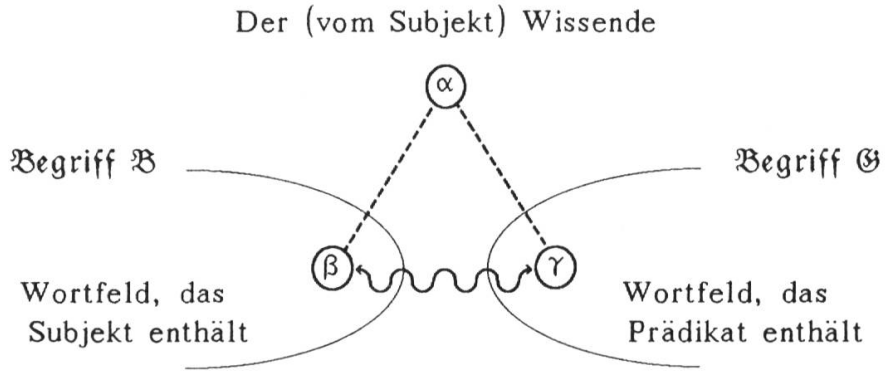
Figur 4



(1) $\beta = S_1`\alpha$ [*30·01]
(2) $\gamma = S_2`\alpha$ [*30·01]
(3) $\beta R \gamma :\equiv: \beta = S_1`\alpha \,.\wedge.\, \gamma = S_2`\alpha$

»$\beta\, S_1 \alpha$« bedeutet »β wird von α als Subjekt gewusst«
»$\gamma\, S_2 \alpha$« bedeutet »γ wird von α als Prädikat gewusst«
»$\beta\, R\, \gamma$« bedeutet »γ als Prädikat trifft zu auf β als Subjekt«

Figur 5



13. Der Selbstbezug eines Begriffes in einem Satz

An diesem Punkt rückt eine Unterscheidung ins Blickfeld, die entfernt an die klassische zwischen analytischen und synthetischen Sätzen erinnert oder an jene zwischen notwendigen und kontingenten Wahrheiten. Sich an diesen Dichotomien orientierend, lässt sich anhand des Modells eine entsprechende Aufteilung machen zwischen Sätzen, in denen die Verknüpfung von Prädikat und Subjekt nur durch den Sprecher allein vollzogen wird, und solchen, in

denen Prädikat und Subjekt ‹innerlich› zusammenhängen und deshalb zum gleichen Wortfeld zu zählen sind.

F. de Saussures Trennung von *langue* und *parole* (1916: Einleitung) verdeutlicht das Gemeinte. In diesem Sinn kann gesagt werden, Hegel unterscheide als fundamental, ob eine Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat in der *Sprache* (= langue) begründet ist oder *nur* im (willkürlichen) *Sprechen* (= parole) geknüpft wird. Im ersten Fall kann die Beziehung durch ein Wortfeld gestiftet werden, im zweiten Fall ist der Sprecher (oder die äusserliche Sprechsituation) zwingend einzubeziehen. Was oben bei der Schilderung von Hegels Methode über die «Enthaltsamkeit als wesentliches Moment der Aufmerksamkeit auf den Begriff» (PhG:56) ausgeführt worden ist, und was er andernorts auch als die «List» bezeichnet, «die, der Tätigkeit sich zu enthalten scheinend, zusieht» (PhG:53), kann jetzt als Forderung an den Philosophen wiedergegeben werden, er solle darauf achten, dass beim *Sprechen* nur die *Sprache* zum Ausdruck komme.

Wenn dieser Forderung nachgekommen wird, ergeben sich Sätze, die nicht als Ausdruck des «Räsonierens» – «Freiheit von dem Inhalt und die Eitelkeit über ihn» – anzusehen sind, sondern des «begreifenden Denkens» (PhG:56). Während in dem in Figur 5 dargestellten Beispiel, wo nach unserer Interpretation zwei Begriffe miteinander verknüpft werden, «das Subjekt als das *gegenständliche* fixe Selbst zugrunde» lag (PhG:58), sagt Hegel jetzt:

«... hier tritt an die Stelle jenes Subjekts [d.h. des *gegenständlichen* fixen Selbst] das wissende Ich selbst ein und ist das Verknüpfen der Prädikate und das sie haltende Subjekt.» (PhG:58)

Diese Textstelle ist äusserst schwer zu interpretieren (vgl. Graeser 1990). Der Versuch in Figur 6, der Erklärung das Schema des Abstraktionsprinzips und den mit seiner Hilfe gewonnenen Terminus «Begriff» zugrundezulegen, zeigt, wie wirksam das Modell für die Selbstbezüglichkeit von Begriffen zur Umsetzung Hegelscher Gedankengänge ist.

Die Ausdrücke β und γ in Figur 6 sind als Elemente desselben Wortfeldes aufzufassen. Ihm korrespondiert der Begriff B und nimmt damit dieselbe Stelle im Diagramm ein, die das α in den Figuren 4 und 5 besetzt. Das Modell legt nahe, dass Hegel von dieser Strukturgleichheit ausgeht und die an derselben Stelle auftretenden Entitäten Begriff und Ich *identifiziert*[7].

7 Zur Gleichsetzung des Begriffs mit dem «Ich» ist an das zu erinnern, was in der vorliegenden Arbeit zur Methode Hegels gesagt wurde. Im Zusammenhang mit der Frage der *Introspektion* ist dabei auf die Identifizierung des «Ich» mit dem *reinen Begriff* (WL.II:253) eingegangen worden, im Zusammenhang mit der Frage des *Solipsismus* auf den Umstand,

In der dem Diagramm 6 zugrundegelegten Textstelle ist diese Gleichsetzung von einem Wechsel in den Bezeichnungen «Subjekt» und «Prädikat» begleitet. Gegenüber Figur 4 und 5 ist im Wortfeld die Bezeichnung «Subjekt» verschwunden, stattdessen sind *zwei* Prädikate eingezeichnet. Hegel beschreibt diesen Wechsel zuvor als «Zugrundegehen» des ruhenden Subjekts (PhG:57), offensichtlich um das «Ich» einführen zu können. Aus den Erörterungen im unmittelbaren Umfeld der zitierten Textstelle geht eindeutig hervor, dass es Hegel bei obiger Konstellation einfach nicht mehr sinnvoll findet, das grammatikalische *Subjekt* vom grammatikalischen *Prädikat* zu unterscheiden. Dem vorgeschlagenen Modell gemäss können sie insofern gleichgesetzt und unterschiedslos als «Prädikat» bezeichnet werden, als sie beide der Ausdrucksseite der Sprache (d.h. dem Wortfeld) angehören.

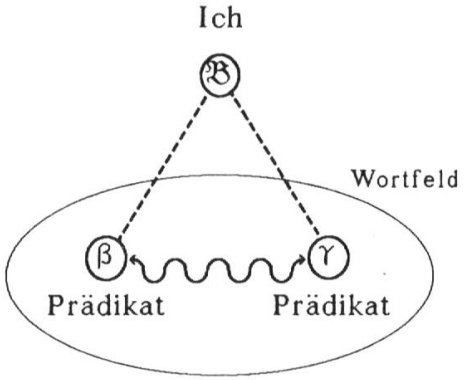
Während dort, wo zwei Begriffe verknüpft werden, das Denken (oder Sprechen) als eine fortlaufende Bewegung von Begriff zu Begriff dargestellt werden kann, bleibt es jetzt, wo nur ein einziger Begriff im Spiel ist, im Wortfeld ‹gefangen›. Hegel schildert das «Fortlaufen» des «begreifenden Denkens» denn auch mit folgenden Worten: «Vom Subjekt anfangend, als ob dieses zum Grunde liegen bliebe, findet es, indem das Prädikat vielmehr die Substanz ist, das Subjekt zum Prädikat übergegangen und hiermit aufgehoben; und indem so das, was Prädikat zu sein scheint, zur ganzen und selbständigen Masse geworden, kann das Denken nicht frei herumirren, sondern ist durch diese Schwere aufgehalten.» (PhG:58) Oder, anders formuliert: «Das Denken, statt im Übergange vom Subjekt zum Prädikate weiterzukommen ... findet ... das Subjekt unmittelbar auch im Prädikate» (PhG:59, paraphrasiert).

14. Hegel als Wortfeldforscher

Bisher wurden einerseits ein *allgemeines* formales Modell für die Selbstbezüglichkeit von Begriffen, andererseits die *Entsprechungen* dieses Modells in den Schriften Hegels dargestellt. Für die zur ‹Konstruktion› der Begriffe notwendigen *Wortfelder* sind keine Beschränkungen formuliert worden, das Modell funktioniert gleichermassen für eine Untersuchung des Sinnbezirks des Spiels

dass der Ausdruck «Ich» etwas *allen Menschen Gemeinsames* (Enz.I:74) bezeichnet. Es drängt sich deshalb auf – auch wenn es auf den ersten Blick paradox erscheint – das «Ich», das im obigen Beispiel die Funktion hat, die sprachlichen Ausdrücke zu verküpfen, als *Sprache* (Saussure: langue) des Sprechers anzusehen.

Figur 6



wie für denjenigen der Feldgeräte, um zwei willkürliche Beispiele zu nehmen. Es ist jedoch offensichtlich, dass so gewonnene Begriffe für Hegel bedeutungslos sind – Hegel ist nicht in erster Linie Wortfeldforscher, sondern Philosoph: ihn interessieren entsprechend nur philosophisch relevante Ausdrücke oder Wortfelder.

Wenn, wie eingangs dargelegt, der Begriff der Wissenschaft das Ziel ist, kommen für eine Untersuchung nach dem in Abschnitt 7 skizzierten Schema ausschliesslich Wörter in Frage, die einen Zusammenhang mit dem Ausdruck «Wissen» haben. Hegel liefert uns nicht das Wortfeld, doch kann dieses (unter Zugrundelegung des Modells) weitgehend erschlossen werden. Dazu ist auf Sätze zu achten, welche den Selbstbezug des entsprechenden Begriffs ausdrücken. Die Ausdrücke, in denen dieser Begriff erscheint, können dann dem Wortfeld zugeschlagen werden. Die folgenden Beispiele sollen dies (in unsystematischer Weise) verdeutlichen. Die dem Wortfeld aufgrund des angegebenen Satzes zuzuordnenden Ausdrücke sind dabei durch Unterstreichung hervorgehoben.

(1) «Der Geist, der sich so [als für sich selbst in sich reflektierter Gegenstand] als Geist weiss, ist die *Wissenschaft*.» (PhG:29)
(2) «... *der Geist* .. ist an sich die Bewegung, die das Erkennen ist.» (PhG:585)
(3) «*Erkennen* heisst nun nichts anderes, als einen Gegenstand nach seinem *bestimmten* Inhalte zu wissen.» (Enz.I:123)
(4) «*Denken, Geist, Selbstbewusstsein* sind Bestimmungen der Idee ...» (WL.II:487)

(5) «Nachdenken aber tut wenigstens dies auf allen Fall, die Gefühle, Vorstellungen usf. in *Gedanken* verwandeln.» (Enz.I:46)

Dass die Ausdrücke «Begriff» und «begreifen» im so hergeleiteten Wortfeld von «Geist» vorkommen, muss nicht eigens gezeigt werden. Im Modell für den Selbstbezug von Begriffen ist das Abstraktionsprinzip Russells dazu benutzt worden, einem Wortfeld allgemein einen ‹Gegenstand› zuzuordnen, der bei dieser Gelegenheit den Namen Begriff erhielt. Hegel hätte hier gefragt, mit welchem *Recht* diese Bezeichnung gewählt worden ist. Erst mit *dieser* Frage steht man im Zentrum des Hegelschen Systems, das meiner Ansicht nach den Versuch einer Antwort bildet[8].

Hegels Idee muss es gewesen sein, dass sich die Frage auf folgende Weise letztlich *selbst* beantwortet. Wenn die Bedeutung eines Ausdrucks durch seine Stellung im Beziehungsgeflecht des Wortfeldes bestimmt wird, dem er angehört und dieses Wortfeld den Ausdruck «Begriff» enthält, dann darf der aus diesem Wortfeld mittels Abstraktion à la Russell gewonnene Gegenstand genau dann als Begriff angesprochen werden, ohne dass eine Äquivokation vorliegt, wenn der Gegenstand *selbst* unter die Bezeichnung «Begriff» fällt[9]. Wie steht es um die Darstellbarkeit dieses Gedankens?

Diese Art Selbstbezug, welche in der Frage nach der *Rechtfertigung* der gewählten Ausdrucksweise mitschwingt, ist für Hegel typisch. Er spricht davon, dass die Philosophie nur auf einem «sich selbst konstruierenden Wege» zum Ziele kommt, «objektive, demonstrierte Wissenschaft zu sein» (WL.I:17), und dass «der Begriff der Wissenschaft von der Wissenschaft selbst erfasst werden [muss]» – «Dies ist sogar ihr einziger Zweck, Tun und Ziel, zum *Begriffe ihres Begriffes* ... zu gelangen.» (Enz.I:63, § 17). So ist denn die Philosophie die «Bewegung, welche ... am Schluss ihren eigenen Begriff erfasst» (Enz.III:379). Sogar die Art und Weise dieses «Erfassens» ist davon

8 Vom formalen Standpunkt aus ist die Frage ohne Belang. Statt Begriff könnte ein beliebiger anderer Ausdruck gewählt werden, ohne dass dies dem Formalismus Abbruch täte. Hegel hat deshalb richtigerweise von Kalkülen und deren Konstrukteuren keine Antwort auf die Frage erwartet, mit welchem Recht eine bestimmte Beziehung gewählt worden ist. Trotzdem sind Formalismen nicht unfruchtbar, da sie, wie die vorliegende Arbeit zeigen möchte, die Ausdrucksmöglichkeit im Bereich des intersubjektiv Nachprüfbaren entscheidend steigern können. Die natürliche Sprache ist zwar enorm ausdrucksstark, entzieht sich jedoch in bestimmten, für die Philosophie wichtigen Bereichen der Kontrolle.

9 Eine andere, Hegel mehr entsprechende Formulierung dieses Sachverhaltes liefert die Redeweise, dass ein Begriff in den Ausdrücken ‹erscheint›, die das korrespondierende Wortfeld bilden. Bei dieser Sprechweise liegt genau dann keine Äquivokation vor, wenn der Begriff *in sich selbst* erscheint.

betroffen. Hegel kritisiert die herkömmliche Logik nämlich dahingehend, dass dort zwar davon gesprochen werde, «dass die Begriffe und Wahrheiten aus Prinzipien müssen *abgeleitet* sein; aber bei dem, was sie Methode nennt, wird auch nicht vom weitem an ein Ableiten gedacht» (WL.I:51).

Im Unterschied zum formal korrekt darstellbaren (indirekten) Selbstbezug kann der hier aufscheinende als der *direkte* Selbstbezug bezeichnet werden. Die Umsetzung des direkten Selbstbezugs in den Formalismus der *Principia Mathematica* scheitert am Umstand, dass er einen Verstoss gegen die Typentheorie beinhaltet. Obschon die Ausdrucksweise, ein Gegenstand *G* falle unter einen Begriff *B* an sich keine formalen Probleme bietet, stellen sich solche ein, falls der Gegenstand *G* durch das Abstraktionsprinzip aus derselben Menge gewonnen worden ist, die zur Konstruktion des Begriffes *B* diente. Durch das vorgestellte Modell lässt sich der direkte Selbstbezug deshalb nicht *formal* rechfertigen, d.h. nicht auf das *Theorem* ∗72.66 der *Principia Mathematica* zurückführen. Die Gegenstände a, b und c beispielsweise, die in Figur 1 auf der linken Seite des Äquivalenzzeichens aufgeführt sind, und der ‹neue› Gegenstand u, der auf der rechten Seite eingezeichnet ist, gehören zwei verschiedenen Kategorien an und können einander deshalb nicht gleichgesetzt werden. So besteht die Relation *S* zwar zwischen den Gegenständen a, b und c, die Frage aber, ob sie auch zwischen a und u besteht, ist falsch gestellt und kann aus diesem Grund weder bejaht noch verneint werden.

15. Die «Lehre vom Begriff» und die Beschränktheit der Übersetzung

Damit sind die Grenzen der *rein formalen* Methode erreicht und mit ihr auch die Schranken der Übersetzung Hegelschen Gedankenguts in die Sprache der analytischen Philosophie. Die Methode, einer bildhaften Ausdrucksweise Logik-Diagramme als Entsprechung entgegenzusetzen, hat den Vorteil, nicht bei der (an sich unfruchtbaren) Feststellung stehen bleiben zu müssen, dass sich gewisse Gedankengänge nicht rein formal rechtfertigen lassen, sondern quasi inhaltliche Aussagen zuzulassen, indem *über* die Diagramme selbst gesprochen wird.

In vielen Fällen, in denen der Text einen *direkten* Selbstbezug nahelegt, ist von einem formalen Standpunkt aus der Zugang über die Konstruktion eines *indirekten* Selbstbezugs erreichbar. Damit ist bereits viel gewonnen. So lassen sich sogar erste Schritte in die Richtung machen, in der Hegel seine eigentliche «Lehre vom Begriff» ansiedelt (z.B. Enz.I:307ff.; WL.II:243). Zu diesem

Zweck ist beispielsweise die Frage zu stellen, welches die *einfachsten Satzformen* sind, in denen sich ein Begriff auf sich selbst bezieht. Dies führt zu Aussagen der Art: «A ist *ansich* B», «A ist *fürsich* B», «A ist *sichselbstgleich*» oder «A ist die [*bestimmte*] *Negation* von B», wobei «A» und «B» demselben Wortfeld zuzurechnen wären. Damit wird man der Bemerkung Hegels gerecht, dass sich die «Aufmerksamkeit» auf den Begriff als solchen auf seine «einfachen Bestimmungen» richten müsse: «z. B. des *Ansichseins*, des *Fürsichseins*, der *Sichselbstgleichheit* usf.», welche er als «reine Selbstbewegungen» bezeichnet (PhG:56; für die Negation s. PhG:56f.).

Eine andere (jedoch ungleich heiklere) Frage zur Entwicklung einer Begriffslehre im Sinne Hegels ist die nach den Ausdrücken, mit denen das Modell für die Selbstbezüglichkeit zu beschreiben ist. Wir haben dazu eine Sprache der formalen Logik benutzt, und deshalb käme hier die Frage nach der Natur der «logischen Konstanten» (Quantor, Konjunktion, Negation usw.) und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit ins Spiel. In diesem Sinne sagt Hegel, «Einheit, Unterschied und Beziehung sind Kategorien, deren jede nichts an und für sich, nur in Beziehung auf ihr Gegenteil ist, und die daher nicht auseinander kommen können. Sie sind durch ihren *Begriff* aufeinander bezogen, denn sie sind die reinen Begriffe selbst» (PhG:273).

Es ist einleitend ausgeführt worden, dass das Modell für die Selbstbezüglichkeit bei Hegel zum Problemkreis der *Übersetzung* zu zählen ist. Die Ausführungen machten deutlich, dass der Ausdruck «Übersetzung» dabei in einem sehr weiten Sinn aufzufassen ist. Es geht nicht *nur* darum, dass Hegel einzelne Ausdrücke wie «Logik» und «Wissenschaft» so verwendet, dass für seine Zielsetzung die Begriffsforschung im Bereich natürlicher (und damit selbstentwickelnder) Sprachen zentral wird. Das eigentliche Verständigungsproblem geht tiefer. Betroffen ist neben dem Vokabular nämlich auch die ‹Grammatik›, d.h. die Form der Aussagen.

Das Modell für die Selbstbezüglichkeit bei Hegel ermöglicht mit der Übersetzungsbasis vor allem ein erhöhtes Verständnis gegenüber formalen Eigenschaften Hegelscher Texte. Auf der Grundlage der bisherigen Darlegungen ist nämlich leicht zu zeigen, dass die von der formallogischen Seite immer wieder erhobenen Vorwürfe der *Äquivokation* und *Wortspielerei* – verstanden als simple methodische Verstösse – zumindest in ihrer pauschalen Form fehl am Platz sind. Was damit bezeichnet wird, lässt sich konsequent aus Hegels Annahmen herleiten. Dann wird in der kritisierten Form eine mögliche Antwort auf die Frage sichtbar, in welchen Sätzen sich ein Begriff am besten zeigt und fassen lässt. Die Entlastung Hegels beruht dann auf dem Umstand, dass Äquivokation – allgemein aufgefasst als Bedeutungsänderung bei gleichblei-

bendem Ausdruck – der Bildung von *Wortfeldern* unterliegen kann. Damit wird diese Erscheinung zum Ausdruck einer Methode oder eines Prinzips und kann nicht *isoliert* davon kritisiert werden.

Der Äquivokation zugrunde liegt folgender Vorgang: Wenn sich der Begriff $\mathfrak{B}$ aus den Ausdrücken «A», «B», «C» durch Abstraktion gewinnen lässt und den Ausdrücken die Bedeutung «α», «β», «γ» zugeordnet wird, dann lassen sich *indirekt* auch «$\mathfrak{B}$» die Bedeutungen «α», «β», «γ» zuordnen. Damit wird aber «$\mathfrak{B}$» äquivok. Der Grund dafür kann der sein, dass mehr das *Gemeinsame* der Bedeutungen von «A», «B» und «C» interessiert als das *Individuelle*. Eine Äquivokation wäre nach diesen Überlegungen erst falsch, wenn es dieses *Gemeinsame* nicht gibt. Hanna beispielsweise ist also zu verstehen, wenn er dagegen protestiert, dass Hegel sich durchaus der verschiedenen Verwendungsweisen des Ausdrucks «ist» bewusst gewesen sei, jedoch «diese Verwendungsweisen ontologisch als nicht so strikt voneinander getrennt sah, wie Logiker gemeinhin annehmen» (Hanna 1986 : 331).

Wer in offensichtlich selbstbezüglichen Wendungen wie beispielsweise «der sich in Geistesgestalt wissende Geist» (PhG:582) oder «des sich selbst als Geist wissenden Geistes» (PhG:555) eine ‹Wortspielerei› erblickt, muss nach dem oben dargestellten Modell zur Kenntnis nehmen, dass hinter dem Selbstbezug ein Forschungsprinzip steckt – gefragt wäre also eine Kritik am zugrundeliegenden Prinzip. Auch wenn dies erfolgreich getan werden kann, würde dies eine viel eingehendere Beschäftigung mit Hegels Ansatz bedingen, was die Fruchtbarkeit der Übersetzungsbasis zeigt.

Literatur

George Boole, *The Laws of Thought* 1854, Wiederabdruck La Salle, Illinois 1952

Gérard Bornet, *Naive Semantik und Realismus*, Bern und Stuttgart 1991

Rudolf Carnap, *Abriss der Logistik (Mit besonderer Berücksichtigung der Relationstheorie und ihrer Anwendungen)*, Wien 1929.

Martin Gardner, *Logic Machines and Diagrams*, New York 1958.

Andreas Graeser, *Platons Ideenlehre*, Bern 1975

– *G. W.F. Hegel: Einleitung zur Phänomenologie des Geistes – Kommentar*, Stuttgart 1988.

– Hegel über die Rede vom Absoluten: Urteil, Satz und spekulativer Gehalt, in: *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 44 (1990) S. 175–193

Robert Hanna, From an Ontological Point of View: Hegel's Critique of the Common Logic, in: *Review of Metaphysics* 40 (1986) S. 305–338.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke*. Auf der Grundlage der *Werke* von 1832–1845 neu edierte Ausgabe (Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel), 1. Auflage, Frankfurt a. M. 1970. Die Abkürzungen bedeuten:

– PhG: Phänomenologie des Geistes (Werke 3; Erstausgabe 1807)
– WL.I/II: Wissenschaft der Logik Bd. I, Bd. II (Werke 5/6; Erstausgabe 1812–16)
– Enz.I/III: Enzykopädie der philosophischen Wissenschaften (Werke 8, 9, 10; Erstausgabe 1817)

Henri Lauener, Methodologische Bemerkungen zur Philosophie des Geistes, in: *Akten des 9. internationalen Wittgenstein Symposiums 1984*, Wien 1985, S. 197–205

Platon, *Parmenides*, übersetzt und herausgegeben von Ekkehard Martens, Stuttgart 1987

Willard van Orman Quine, On What There Is, *Review of Metaphysics* 2 (1948) S. 21–38; Wiederabdruck in: *From a Logical Point of View*, New York 1963

– *Methods of Logic*, New York 1964

Bertrand Russell, *The Principles of Mathematics*, London 1903, 2nd. ed. 1937

– *Our Knowledge of the External World*, 1914, London 2nd. ed. 1926

Ferdinand de Saussure, *Cours de Linguistique générale*, hg. von Ch. Bally, Alb. Sechehaye, Paris 1916. Übersetzt von Herman Lommel, Berlin 2. Aufl. 1967

Moritz Schlick, Die Wende der Philosophie, in: *Erkenntnis* 1 (1930) S. 4–11

Avrum Stroll, Linguistic Clusters and the Problem of Universals, in: *Dialectica* 27 (1973) S. 219–259

Jules Vuillemin, *Leçons sur la première philosophie de Russell*, Paris 1968

– Platonism in Russell's Early Philosophy and the Principle of Abstraction, in: *Bertrand Russell. A Collection of Critical Essays*, ed. by D.F. Pears, New York 1972, S. 305–324.

Alfred North Whitehead und Bertrand Russell, *Principia Mathematica*, vol. I, Cambridge 1910 (2nd. ed. 1927)

Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, 1958, Frankfurt a. M. (3. Aufl. 1975)

Trübners Deutsches Wörterbuch, hg. von Alfred Götze, 8 Bände, Berlin 1939–1957